



Margareta Gruber OSF | Vallendar

geb. 1961, Professorin für Exegese des Neuen Testaments und Biblische Theologie, Beiratsmitglied von GEIST & LEBEN

mgruber@pthv.de

Wie sieht Gott seine Kinder?

Die Bilder der Flüchtlingsströme, die im Herbst an den Grenzen Österreichs und Deutschlands ankamen, sah ich in der Lobby eines kleinen Hotels in der Stadt Qom im Iran, ca. 120 km von Teheran entfernt. Dort war ich, um Vorlesungen und Seminare über das Christentum an der Adjan-University zu halten. Mit mir schauten Gäste aus Saudi-Arabien auf diese Bilder; als schiitische Minderheit in ihrer Heimat waren sie als Pilger zu den von ihnen verehrten Heiligtümern im Iran unterwegs. Ich fragte einen Doktoranden, wie die Vorgänge in Europa im Fernsehen kommentiert würden; man sehe, sagte er, dass für „den Westen“ Menschrechte nicht nur Gerede seien und dass er es ernst nähme mit dem Christentum.

Eine Woche lang war auch ich mit Pilgerinnen unterwegs und reiste nach Mashad, zum größten schiitischen Heiligtum im Iran, wo das Grab des achten Imam ‘Alī Rezā (gest. 818) verehrt wird. Drei Abende konnte ich an der Hand meiner Gastgeberin Fatimeh, die mich mit der natürlichen Autorität einer alten Frau durch die Eingangskontrollen mitnahm, die Höfe des riesigen Heiligtums durchqueren, um mich dann in ihrer Nähe auf der Frauenseite im Hof vor der goldenen Kuppel, unter der der Schrein des Imam steht, niederzulassen. Auf den Teppichen drängten sich Frauen jeden Alters und ihre Kinder zusammen; es waren tausende Pilger da, von denen viele, ähnlich wie in Lourdes, Heilung suchten.

Ich werde diese langen nächtlichen Gebetsstunden nie vergessen: Lautes, gemeinsamen Beten, z.T. in der für die schiitische Frömmigkeit charakteristischen Weise unter Schluchzen und Tränen. Manchmal erhoben sich alle, streckten in flehendem Gestus die Hände zum Himmel und schlügen sich laut an die Brust. Es gab auch andere Beterinnen wie Fatimeh, die sich auf einen Hocker an die Seite setzte und konzentriert im Koran las. Dass ich keine Muslima bin, konnte ich nicht verbergen, trotz meiner vorschriftsmäßigen Kleidung und des nicht immer erfolgreichen Versuchs, die Haare unter dem Chador festzuhalten. Doch wurde ich von keinem negativen Wort oder unangenehmen Blick bedrängt, eher erwiderten die Frauen mein etwas schüchternes Lächeln im Gedränge. Ich füllte die Gebetsstun-

den auf meine Weise und bat Gott darum, wie ich es von den Iranerinnen gelernt hatte, dass er die Gebete dieser Menschen erhöre. Dabei hatte ich selber eine Frage im Herzen, die ich seit meiner vierjährigen Zeit in Jerusalem mit mir herumtrage: Wie sieht Gott seine Kinder, die Juden, die Christen, die Muslime, und all die anderen? Trotz der Haltung der „Hochachtung“, zu der sich die Katholische Kirche im Konzil im Zugehen auf die Muslime und ihren Glauben verpflichtet hat (Nostra Aetate 3), hat sie bisher keine christliche Theologie des Islam entwickelt. Im Testament von Christian de Chergé, des Priors der Abtei von Tibhirine in Algerien, der 1996 ermordet wurde, drückt er seine Sehnsucht aus, mit dem Blick Gottes, des Vaters, „seine Kinder aus dem Islam“ zu betrachten, „so, wie er sie sieht: ganz erleuchtet von der Herrlichkeit Christi, auch sie Früchte seines Leidens, angetan mit den Gaben des Geistes, dessen tiefverborgene Freude immer die sein wird, die Gemeinschaft zu begründen und die Ähnlichkeit wiederherzustellen, indem er mit all den Unterschieden unter den Menschen spielt.“

In Qom hatte ich auch die Gelegenheit, einen bedeutenden schiitischen Geistlichen und Gelehrten zu treffen. Ich hatte in unserem kurzen Gespräch den Eindruck, dass er ein weiser und gläubiger Mann sei und so stellte ich ihm diese Frage: Wie sieht Gott seine Kinder? Er antwortete mir mit einer Prophetengeschichte: Ein Mann fragte den Propheten Mohammad, wie Gott sei. Wie ein Vater liebe er seine Kinder, und noch viel mehr, war die Antwort. Das unruhige Gewissen des Frühdien gab sich nicht zufrieden: Warum bestraft Gott seine Kinder dann, bohrte er nach. Die Geschichte endet mit einer Frage: Wer hat gesagt, dass ich sie bestrafte? Ich war überrascht und berührt: Im Kontext meiner Frage nach den Religionen konnte die Strafe nur die ewige Strafe meinen – die Unmöglichkeit, das Paradies erlangen zu können. Das hatte ich auf fundamentalistischen Plakaten in Jerusalem im Blick auf Nicht-Muslime nicht nur einmal gelesen. Nun sagte dieser Gelehrte dies gerade nicht. Die Geschichte lässt es vielmehr offen! Das erinnerte mich an Jesus, der auf die Frage, ob es nur wenige seien, die gerettet würden, keine Antwort gab, sondern seine Jünger auf ihren eigenen Weg verweist: Müht ihr euch mit allen Kräften, durch die enge Pforte zu kommen (Lk 13,24). Dieser Spur ist das Konzil gefolgt, wenn es die Frage des Heils für Nicht-Christen ausdrücklich öffnet. Zum Schluss bat der muslimische Geistliche mich, die ich als franziskanische Schwester besonders mit Gott verbunden sei, um mein Gebet. Das nehme ich seither ernst.

C. Theobald sieht im „Glaube(n) des Anderen, in seiner dem Bösen sich widersetzen und die Menschen zusammenbringenden Lebenskraft, die (...) bewunderungswürdig ist“, *das zu entdeckende Zeichen der Zeit und bezieht darin nicht nur die gläubigen, sondern explizit auch die religionslosen Menschen mit ein*. Dem entspricht es, wenn im Friedensgebet in Assisi 2011 neben den Vertreter(innen) der Weltreligionen auch solche der Nicht-Gläubigen und Indifferenten zu Wort kamen. In diesem Geist kann es dann auch geschehen, dass tatsächlich ein Moment des Gebets geschenkt wird, wie bei der Verleihung des Friedenspreises an Navid Kermani in Frankfurt am 18. Oktober 2015.